

ERSCHEINUNG DES EINGEBORENEN

„Gott, Dein Eingeborener ist in der Wesenheit unseres Fleisches erschienen, wir bitten Dich, laß uns im Inneren umgestaltet werden durch ihn, den wir im Äußeren als uns gleich erkannt haben.“

Das Gebet bewegt sich in unerhörten Spannungen: der Eingeborene — das Wesen unseres Fleisches; außen — innen. Innen ist das Verborgene, seine Sohnschaft als Eingeborener, außen sein Mensch, darin er uns gleich ist. Ein derartiges Gebet können wir nur beten, wenn wir die Gefahr bestehen, nicht durch Begriffe, mit denen wir allzuleicht „hantieren“, diese Spannungen zu verdecken. „... den wir im Äußeren als uns gleich erkannt haben“, das heißt, er hat die Not des Todes durchlitten, die jeder von uns erleiden muß: „Und es kam, daß er mit dem Tode rang und bebte heftiger. Es ward aber sein Schweiß wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde“ (Lk 22, 44). Jesus wollte die verheißene Gottesherrschaft aufrichten und erlebte das Ende des Kreuzes. Das Furchtbare dieses Todes kann niemand durchdringen: „Und um die neunte Stunde rief Jesus laut und sprach: Eli, Eli, lama sabachthani?, das ist verdolmetscht: Mein Gott, Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mk 15, 34). Der gleiche, der am Kreuz in seiner Todesnot verlassen erscheint, hat in der Nacht zuvor die Worte gesprochen: „Glaube mir, daß ich im Vater bin und der Vater in mir ist ...“ (J 14, 11). Der die Nacht im Garten durchleidet, spricht: „Gerechter Vater, die Welt kennt Dich nicht, ich aber kenne Dich“ (J 17, 25).

Er erliegt den Mächten der Welt und bekennt dennoch von sich selbst: „Ihr seid von unten her, ich bin von oben her, ihr seid von dieser Welt, ich bin nicht von dieser Welt“ (J 8, 23). Auch noch von dem, der am Kreuz stirbt, und gerade von ihm gilt: „... und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit“ (J 1, 17). Auch von dem am Kreuz Verlassenen bleibt unbegreiflich wahr: „Niemand hat Gott je gesehen; der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schoß ist, der hat es uns verkündigt“ (J 1, 18).

Beten ist soweit möglich, als ein Mensch von der Wirklichkeit Gottes und seiner Offenbarung in Jesus Christus betroffen wird und aus dieser Erschütterung heraus spricht. Das heutige Gebet vollzieht sichtbar und fühlbar, wie das Wesen Jesu Christi sich nicht in eindeutigen Gedanken aussagen läßt, sondern nur noch in Gedanken, die in unaufhebbarer Spannung zueinander stehen. Er ist leibhafter Mensch, so leibhaft, daß es scheinen könnte, er sei Mensch und „sonst nichts“. Zugleich ist er der ewige Logos des Vaters, angesichts dessen es einem wieder vorkommen könnte, als müßte dieses Menschenwesen verschlungen werden von der göttlichen Übermacht. Beten, wie die Kirche betet, können wir nur, wenn wir die Spannungen aushalten und sie nicht zu vereinfachen suchen, daran festhalten mit unserem innersten Herzen: er ist wirklich in unserem Wesen erschienen, unserer Art, und doch Gottes eingeborener Sohn.

Meistens geschehen derartige Vereinfachungen verdeckt und unbemerkt. Wo unmittelbar geleugnet wird, läßt sich leichter antworten. Wir leugnen meistens nicht, sondern nehmen nicht „ernst“, ohne daß der Uernst uns unmittelbar bewußt würde. Wir bekennen durchaus, Jesus Christus sei „Gott von Gott, wahrer Gott von wahrem Gott“. Wir bekennen ebenfalls, er sei zugleich Mensch, der

„gelitten hat unter Pontius Pilatus“. Wir bestreiten keineswegs sein Menschsein, aber wir müssen mißtrauisch sein gegen uns selbst, ob wir es nicht doch uneingestanden „entwerten“ ob der „Übermacht seines göttlichen Wesens“. Wie wenig wir diese Spannung vollziehen, wird uns an Gedanken bewußt, die unsere unbewußte Einstellung erhellen können. Unser Gefühl ist selten stumpf und fühllos gegenüber dem Leiden und Tod Jesu. Dieses Unvermögen wurzelt nicht selten in Gedanken und Vorstellungen, die meinen, Jesu Leiden und Sterben könne doch nicht so „schlimm“ gewesen sein, da er doch „Gott“ sei, zudem den Ausgang seines Todesleidens vorhergesagt habe.

Oder aber wir erleben die gegenteilige Erfahrung. Wir stoßen nach vielen Bemühungen auf die geschichtliche Realität und sinnenhafte Tatsächlichkeit Jesu von Nazareth, wir werden auch vom Gefühl her inne, wie dicht und wirklich sein Menschsein war. Lange Zeit war er für uns eine Art „Überwesen“ geblieben; ein Mischwesen, weder das eine noch das andere ganz. Wir hatten unbewußt und unkontrolliert das Tatsächliche seines Lebens, das sich seinem göttlichen Wesen gegenüber nicht einordnen ließ, legendär umgeformt und vereinfacht, seine Heimat war nicht der Raum konkreter Geschichte, sondern trug die unwirklichen Züge eines Märchenlandes an sich. Da geht uns auf, wie Jesus geschichtliche Wirklichkeit ist, und wir spüren einen verborgenen Widerstand, der uns hindern will, den göttlichen Wesensgrund dieses Menschen festzuhalten. Dieses Mal suchen wir nach der entgegengesetzten Seite zu vereinfachen — wir haben erlebt, wie sinnenhafter und leibhafter Mensch er war, nun soll er nur noch Mensch sein.

Wir sehen, wir möchten Jesus Christus in den Möglichkeiten unseres Denkens und Verstehens eingrenzen. Betrachten wir ihn nur als einen Menschen, so wird er eingefangen in die Grenzen historischen oder psychologischen Verstehens. Ist er göttlicher Art und das Menschliche nur das Gewand seiner Erscheinung, so übersteigt sein Wesen zwar die Denkbare und Verstehbare, wird aber nach menschlicher Weise gedacht, da wir beides, Gott und Mensch in einem vereint, nicht denken können. Aber gegenüber dem wirklichen Jesus Christus, wie ihn seine Kirche bezeugt, wird unserem Denken und Fühlen etwas wesentlich anderes zugemutet, tatsächlich zugemutet, denn wir neigen durchaus nicht dazu. Wir sollen also beide Wirklichkeiten in dem einen Christus sehen, sie stehen lassen und keine zugunsten der anderen, sei es auch nur gefühlsmäßig, vereinfachen. Gott und Mensch, Schöpfer und Geschöpf schließen sich aus und bilden dennoch in der Einheit der Person das undurchdringliche Geheimnis des einmaligen Jesus Christus.

Gelingt es uns aber immer wieder, beide Seiten dieser nicht zu vollziehbaren Spannung dennoch zu vollziehen, ohne sie aufzulösen oder zu vereinfachen, dann kann etwas Eigentümliches mit uns geschehen. In der Spannung erst leuchtet das Geheimnis seines Wesens auf, so daß wir plötzlich wissen: „So also ist er und nur er allein.“ Wir gewinnen keinen Wissensinhalt mehr, der eindeutig in Begriffen gefaßt werden könnte. Jeder Wissensinhalt wäre einlinig und müßte die Spannung wieder eibnen. Das Dogma der Kirche tut das gleiche: im Bekenntnis seines Glaubens an Jesus Christus bleiben die Spannungen unaufgelöst, aber Jesus Christus selbst dringt durch sie hindurch und rührt den Glaubenden an. Er bezeugt sich größer als unsere Welt, die wir denkend und vorstellend umgrenzen. Die Gefahr, ihn zu verfehlen, bietet auch die Möglichkeiten, seiner inne zu werden, wenn das Denken an die Grenze gerät und sich aufgibt als höchsten Akt, der dem Denken möglich ist. Sein Verlangen ist es, immer neu von seinem Wesen angerührt zu werden, an jener Grenze, da das Denken zerbricht und anbetend fragt: „Wer ist dieser?“

Niemals darf das Denken des Glaubens stehen bleiben, dann erstarrt die Spannung zu einer toten Begrifflichkeit, mit der wir nur zu leicht als mit etwas Bekanntem „umgehen“. Wir überdecken den Abgrund des Wesens, von dem schließlich nur die Anbetung noch etwas ahnt. (So ist das Dogma von der unio hypostatica aus dieser Erfahrung entstanden, daß das Wesen Jesu Christi alles einlinige Denken übersteigt. Er ist göttlicher und menschlicher Natur in der Einheit der zweiten göttlichen Person. Diese Begriffe zeigen, wenn sie lebendig gefüllt bleiben, etwas an, was alles Verstehen überragt; sie werden starr und tot, wenn lebendige Glaubenserfahrung sie nicht mehr trägt. Sie sind die Linien, die die lebendige Glaubenserfahrung umgrenzen und hüten, und können zum Gefäß werden, das dem Glaubenden gefüllt wird mit dem Wesen des Christus, der „alle Erkenntnisse übertrifft“ [Eph 3, 19]).

Wir müssen ständig neu diesen spannungsgleichen Weg hin und her gehen, niemals ist auszuschöpfen, wer Jesus Christus ist. Jedesmal kann sich etwas Neues seines Wesens zeigen. Niemals erreichen wir das Ende, ständig geraten wir an die Grenze, da das Denken strandet. Erst im Zerschneiden des Denkens kann sich jene Herrlichkeit zeigen, die die Jünger im Paradox der Niedrigkeit erkannt haben. Glauben also heißt, diese Spannung zu vollziehen und auszuhalten, der Versuchung zu widerstehen, die das Wesen Jesu Christi in das Denkbare und Verstehbare einordnen möchte, in der Bereitschaft hinzuhorchen und sich sagen zu lassen von ihm, wer er ist. Die letzte Prophetie der Heiligen Schrift, die Geheime Offenbarung, beschwört in unaussprechlichen Bildern die Ungeheuerlichkeit des Wesens Jesu Christi. Er ist als Sieger auch der, der am Kreuz starb: „... und es werden ihn sehen alle Augen und die ihn zerstoßen haben“ (1, 7). Aber er ist von Wesen als der Gekreuzigte immer der, der einen Namen trägt, wie er nur dem Gottkönig außer ihm zukommt: „Ich bin das A und O, der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte“ (22, 13).

Glaubend werden wir inne, daß der höchste Akt unseres glaubenden Denkens darin besteht, sich liebend hineinzugeben in die Anbetung vor diesem wahrhaft furchtbaren und doch so beseligenden Mysterium. Anbeten können wir, wenn sich seine Herrlichkeit bezeugt. Sie bezeugt sich dem Betenden, der bereit ist, die Sicherheit seiner Welt loszulassen. Jeder Schritt des glaubenden Denkens verliert sich im Dunkel des Unbegreiflichen, aber wir ahnen bereits, daß hinter der Dunkelheit strahlende Helle aufbrechen wird. Linien eines Wesens zeichnen sich ab, aber sie verlieren sich im Unverstehbaren. Nichts ist einzuordnen, nur einer Spannung, der der „Atem stockt“, zeigt sich das Unfaßbare, das alle Gedanken übersteigt: „... auf daß ihr begreifen möget mit allen Heiligen, welches sei die Breite und die Länge und die Tiefe und die Höhe; auch erkennen die Liebe Christi, die doch alle Erkenntnis übersteigt“ (Eph 3, 18).

Man muß nach vielem Suchen und Fragen, das sich auf das Wesen Christi richtet, einmal erlebt haben, wie das ist, wenn die Gedanken zerbrechen; aber unser Inneres mußte schon geahnt haben, daß es getrieben wurde, als das Denken sich losließ: „Brannte nicht unser Herz in uns ...“ (Lk 24, 32). An der Grenze, da unser eigenes Verstehen und Begreifen scheitert und wir wissen, wir dürfen nicht mehr länger festhalten, da wurden die Augen geöffnet, in einem vorübergehenden Augenblick steht vor uns das Wesen Jesu des Christus, der alles Erkennbare übersteigt: „Da wurden ihre Augen geöffnet, und sie erkannten ihn. Und er verschwand vor ihnen“ (Lk 24, 31). Echtes Beten lebt aus diesen Spannungen, wie die Liturgie so oft bezeugt: „Laß uns der Gottheit Jesu Christi, Deines Sohnes, teilhaft werden, der sich herabließ, unsere Gebrechlichkeit anzunehmen ... (Mai-

länder Liturgie). In den gleichen Spannungen bewegt sich das heutige Gebet. Wir spüren, wie wir sie nicht vollziehen, wenn wir uns nicht darauf vorbereiten. Über welchem Abgrund bewegt sich die Bitte: „... laß uns durch ihn nach dem inneren Menschen umgestaltet werden, den wir nach dem äußeren Menschen als uns gleichförmig erkannt haben.“

Unaufgelöst erhebt sich das Geheimnis Jesu Christi im Beten der Liturgie. Wir können erschrecken, wenn es uns wieder bewußt wird. Welche Spannungsweite vollzieht das Gebet an der Vigil von Weihnachten: „... laß uns Deinem Eingeborenen, den wir als Erlöser freudig aufnehmen, wenn er als Richter kommt, zuversichtlich entgegensehen.“ Diese zurückhaltenden Sätze, die sich so rasch und leichthin sprechen lassen, enthalten das ganze Geheimnis Christi, plötzlich ist es gar nicht mehr so einfach, sie ernsthaft und betend auszusprechen: Der „Eingeborene“ „aus des Vaters Schoß“ ist geboren als ein leibhaftes Menschenkind. Diese Geburt wird Gegenwart in der Feier des Festes. Als dieser, der geboren wurde „aus Maria der Jungfrau“, ist er unser Erlöser, jener, der als Menschensohn in seiner Herrlichkeit erscheinen wird. Das ist der Hintergrund, auf dem sich die Bitte unseres heutigen Gebetes bewegt.

München

Univ.-Doz. Dr. Fritz Leist

Wir entnehmen dieses Kapitel aus dem soeben im Verlag Rupertuswerk, St. Peter-Salzburg, erscheinenden Werk von Fritz Leist, „Gebet der Kirche“. Betrachtungen zu den Orationen des Kirchenjahres. I. Advent bis Epiphanie. (Band IV der vom Liturgischen Institut herausgegebenen Reihe „In viam salutis“.)

*Allen unseren Lesern und Mitarbeitern
wünschen wir von Herzen Gnade, Freude und
Frieden durch die Ankunft unseres Herrn
Jesus Christus!*

DIE SCHRIFTFÜHRUNG
